

# «Tschugger – Der lätscht Fall»

Vier Staffeln lang haben uns die Chaos-Cops aus dem Wallis prächtig unterhalten. Damit ist jetzt erst einmal Schluss. Richtig so. Ein Nachruf.

Tobias Sedlmaier

Spulen wir für das Ende noch einmal zurück: Am Anfang von «Tschugger» erzählte Bax einer Gruppe Kinder seine Abenteuer. Auch wir haben Tränen gelacht, über die Wiederauferstehung eines trashigen Buddy-Cop-Duos wie aus den 1980ern, über den leichtfüssigen Wahnwitz, der nie verkrampft wirkte. Haben versucht, das Walliseritsch zu decodieren. Vielleicht sogar etwas Neues abseits vom Wolf über den Kanton gelernt. Und uns gefreut, dass in der Schweiz ein solcher Serienspass doch möglich war.

Das war vor drei Jahren. 2024 ist die Zuhörerschaft gereift. Zusammen mit seinem Kumpel Pirmin legt Bax, nun im Anzug statt in Jogginghose, vor dem amerikanischen Kongress Zeugnis ab. Was sich in Staffel 3 angekündigt hatte, ist wahr geworden: Das Wallis ist nicht genug. Passend dazu reicht der Home-Bildschirm längst nicht mehr aus: «Tschugger – Der lätscht Fall» läuft nach seiner Premiere am Zurich Film Festival von nun an landesweit im Grossformat im Kino. Und ab November regulär im Stream bei SRF.

## Bax auf den Spuren von «Mission: Impossible»

Allerdings funktioniert eine Geschichte im Kino anders als im Fernsehen. In Serienform kann man zwischendurch pausieren, die fürs Kino weggelassenen Vor- und Abspann ermöglichen eine klare Gliederung. Die Dramaturgie aus Höhepunkten und Spannungsmomenten verläuft unterschiedlich. Im Kino wird das



Zum Abschied ein Strauss Blumen für «Tschugger».

Bild: SRF/Dominic Steinmann

Serienformat zweieinhalb Stunden ab der Mitte etwas zäh, während es am heimischen Screen häppchenweise besser geniessbar ist. Dafür lässt sich mit mehr Publikum lauter lachen.

Fortsetzungen tendieren dazu, ihre Welt zu expandieren. Und so beginnt es scheinbar harmlos mit polizeifeindlichen Graffiti-Schmierereien an Dorf-wänden. Und einer Leiche im Kofferraum. Diesmal reicht die Verschwörung allerdings weiter als bis zur Weissweinstube und ferner als in die Bundesstadt

Bern. Schnell – dank des selbstfahrenden Wagens – sind wir mit-tendrin im globalen Terrorismus und im Atomkriegsszenario. Eine Prinzessin wird entführt und Bax ähnelt mehr den Agenten aus «Mission: Impossible» als dem dubbeligen Dorftschugger.

Der Film/die vierte Staffel trägt das Ende ja im Titel: Es ist der letzte Fall für die Walliser Chaos-Cops – zumindest vor-erst: Ein Hintertürchen zum Comeback bleibt offen. Eine Cashcow schlachtet man nicht, man parkt sie im Stall für

schlechtere Zeiten. Hoffentlich erst in ein paar Jahren. Nicht, weil das Finale schlecht wäre. Das Tempo und die Wendungen der ersten Staffel kann die Serie zwar nicht ganz halten. Doch man hat es ja lieb gewonnen, dieses zu einem guten Teil von Laiendarstellern verkörperte Figurenensemble, bei dem die Klischees so absurd vergrössert sind, dass die Ziel-scheibe für Witze schnell zu treffen ist.

Als da wären: der nervtö-tend-grossmäulige Angeber Bax

(David Constantin), der irrationale Entscheidungen am Fliess-band produziert und doch im richtigen Moment das Herz am rechten Fleck hat. Der langsame, aber treue, zuverlässig lustige Pirmin (Dragan Vujic). Der heimliche Superheld der Serie, der «Smetterling» (Cedric Schild). Die egoistische Valmira (Annalena Miano) mit ihrer ver-maledeit stockenden Rap-Karriere. Der herzensgut-doofe Juni (Arsène Junior Page) – und natürlich noch einige andere mehr.

Aber selbst bei den vierten Tschuggern stellen sich früher oder später leichte Verschleisserscheinungen ein. Die Witze wiederholen sich, die Figuren werden abgeschliffener, vorhersehbarer. Früher war es für die Nichtwalliser nicht immer easy, Bax zu verstehen. Nun leidet er selbst unter Kommunikationsproblemen mit den frankofonen Kolleginnen. Und immer, wenn er sich eine Zigarette ansteckt, heisst es: in Deckung gehen, irgendwas wird schon explodieren. Da fällt selbst Pirmin auf: «Ich komme mir vor wie in einer saublöden Komödie und du bist der Clown.»

## Ein Segen für die Fernsehlandschaft

So ist es klug vom Team um David Constantin und Produzentin Sophie Toth, ihr Herzensprojekt mit einem Finale enden zu lassen, das noch nicht saublöd ist. Sondern ein schönes Statement für den Wert der Freundschaft. Grösser und lustiger muss und kann es nicht mehr werden. Braucht es auch nicht.

Die Serie war ein Segen für die hiesige Fernsehlandschaft – und für das Wallis. Lokal verortet, trotzdem sprach die ganze Schweiz darüber. Schräg, dennoch massentauglich. «Tschugger» bleibt auf den Streamingportalen, wird noch neue Fans gewinnen. Und kehrt dann in irgendwann womöglich sogar wieder zurück. Zum grossen Kult-Revival der 2020er.

«Tschugger – Der lätscht Fall» Im Kino. Ab 24.11. auf SRF 1. Ganze Staffel zum Streamen ab dem 17.11 auf Play SRF.

# NS-Überlebender und Mäzen Werner Merzbacher ist tot

Optimistisch sollten die Werke sein, die der Investor dem Kunsthaus Zürich schenkte. Er wollte sich für seine Rettung als Jude bedanken.

Daniele Muscionico

Die Schweizer Kunstwelt hat einen ihrer wichtigsten Mäzene und Sammler verloren. Grosszügig, leidenschaftlich, humanistisch war er, und der Verlust wiegt schwer. Werner Merzbacher ist im Alter von 96 Jahren in Zürich gestorben. Trotz des unfassbaren Tods seiner Eltern, die von Nationalsozialisten ermordet wurden, trotz des frühen Todes seines Bruders, war er ein Mensch der Lebensfreude.

## Hellwach, lachend und neugierig bis zum Schluss

Wer ihn nicht persönlich kannte, kannte ihn trotzdem: Alles, was er war, ist vorhanden in seiner Sammlung der Moderne, die er dem Kunsthaus Zürich als Dauerleihgabe zur Verfügung gestellt hat. Kunst als Fest der Farben und des Optimismus. Gerne hielt er sich unter seinen Bildern auf, und wer regelmässiger Besucher des Kunsthauses war, konnte ihn nicht übersehen. Hellwach, lachend, neugierig, auch wenn er zum Schluss

im Rollstuhl sass. Die Gesellschaft von Kunst gab ihm wohl das zurück, was er zuvor verloren hatte.

## Ein Freund und Förderer von Pipilotti Rist

Im Chipperfeldbau ist das Lebenswerk des Investors und Pelzhändlers und das seiner Frau Gabriele ausgestellt, in Teilen. So viel mehr hätte er noch zu zeigen gehabt, betonte er stets. Sichtbar für uns alle hat er hinterlassen: Werke von Monet, Sisley, Matisse und Kandinsky. Die Blaue Periode Picassos, «Fauves», «Brücke», «Blaue Reiter». Futuristen und Konstruktivisten. Bridget Riley, Alexander Calder, Pipilotti Rist. Ihr «Pixelwald», den die Künstlerin 2016 für die Zürcher Ausstellung schuf, war eines dieser farbenfrohen, lebenszugewandten Werke, die so recht nach Merzbachers Geschmack waren.

Werner Merzbacher und seine Frau waren grosse Förderer von Rists Werken. Herz und Sinne ansprechen, das wollte er von Kunst und mit Kunst. Ein Fest



Ein Schweizer Kinderzug rettete Werner Merzbacher vor den Nazis und dem sicheren Tod. Bild: Walter Bieri/Keystone (Zürich, 6. Oktober 2021)

der Farben wie die Welt, die er so liebte. «Ich sehe eine optimistische, positive Welt und lebe gerne mit Werken, die diese Seelenwelt ausdrücken.»

In Deutschland hätte er die Sammlung nicht zeigen wollen, auch wenn er immer wieder Leihgaben an Ausstellungen geliehen hat. «Ich selbst habe nie Antisemitismus erlebt, aber ich fühle mich dem Schicksal mei-

ner Eltern und meines Bruders verpflichtet», sagt er oft.

Dass in jüngerer Vergangenheit der Antisemitismus auch in Zürich, der Schweiz wieder braun an die Oberfläche der Gesellschaft schwappte, machte ihn betroffen, wie er in Interviews eingestand: «Es macht mich schon sehr nachdenklich, dass das so schnell wiederkommt. Das hätte ich nie

gedacht. Aber ich lebe hier in der Schweiz und bin dem Land sehr dankbar. Da möchte ich etwas zurückgeben.»

Dankbarkeit war ein Gefühl, das ihn lebenslang begleiten mochte. 1928 wird er im deutschen Öhringen geboren. Sein Vater ist Arzt, die Familie flieht nach ersten antisemitischen Pöbeleien 1938 an den Bodensee, wo sie sich, vermeintlich, sicherer fühlt. Sohn Werner ist 11 Jahr alt, als er mit einem Kindertransport in die Schweiz fahren kann. Seine Eltern werden mit 6500 anderen deportierten Juden aus Baden nach Frankreich deportiert. 1942 werden sie nach Majdanek verschleppt, 1943 dort ermordet.

Merzbacher wächst in Zürich bei einer Pflegefamilie als Waise auf. Doch die Schweiz, die ihn zwar gerettet hat, ist ihm bald nicht mehr bedingungslos wohlgesinnt. Weil er staatenlos ist, darf er nicht studieren. Er wandert nach Amerika aus, dient in der amerikanischen Armee, trifft dort seine Schweizer Frau Gabriela Meyer, heiratet sie und

wird erfolgreicher Unternehmer. Ende 1960er kommt der Ruf des Schwiegervaters, nach Zürich zu kommen, um im dortigen Pelzhandel zu arbeiten.

## Er war ein Gegen-Bührle und stand für Versöhnung

Für die Schweiz und das Kunsthaus Zürich bedeutete Werner Merzbacher stets die Rückseite des Falls Emil Bührle. Wo immer jener seine Schatten warf und man forderte, die Sammlung des NS-Profitteurs aus dem Haus zu entfernen, kam indirekt Merzbacher ins Spiel. Er stand für die Position der Versöhnung.

Bis zum Schluss war ihm Antisemitismus ein Anliegen. Als Zeitzeuge führte er unzählige Schulklassen und Besucher durch seine Sammlung. In der Begegnung mit Menschen sollten sich Vorurteile abbauen. «Die Tatsache, dass es mich gibt, ist ja ein kleines Wunder», pflegte er zu sagen. Ein wichtiger Humanist ist tot. Das Wunder seiner optimistischen Lebensauffassung lebt in der Sammlung weiter.